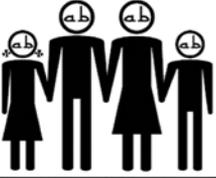


alle bleiben!



BLEIBE(R) RECHT
für roma in deutschland

Vom Bleibenwollen und Gehenmüssen

Jugendliche Flüchtlinge zwischen Traumabearbeitung, Aufenthaltsbedrohung und Schulanforderungen

In der letzten hLz hatten wir es angekündigt: Die Situation der Roma Familien, besonders die ihrer (Schul-)Kinder, ist in diesem Heft ein Schwerpunkt. Wie wenig sich im neuen Senat politisch in dieser Frage bewegt, wurde durch die Entscheidung des Innenausschusses am 14.6. deutlich: Die SPD stimmt gemeinsam mit CDU und FDP gegen das Bleiberecht der Sinti und Roma in Hamburg.

Dass viele Jugendliche längst angekommen sind, berichten z.B. LehrerInnen aus dem Schulalltag und nicht zuletzt die Jugendlichen und ihre Familien selbst. Wie prekär die Situation der Roma in Serbien ist, zeigt der Bericht von dort.

Warum geflüchtete Romakinder offene Schulen brauchen

Ein Anruf, der um Hilfe bittet. Ein Junge aus dem Kosovo läuft in der Schule aus dem Ruder. Er hat große Probleme mit dem Lernstoff, er stört und kommt unregelmäßig. Die Mitschüler mögen ihn nicht mehr, er ist kaum zu integrieren. Ein Förderbedarf in allen wichtigen Bereichen wird festgestellt, die Umschulung an eine Sonderschule eingeleitet. Die Eltern stimmen zunächst nicht zu, doch mit Dolmetscher und Hinweisen auf Entlastung und Neustart willigen sie ein. Sie möchten, dass ihr Sohn Bildung erhält und spezielle Förderung.

Das Trauma ist groß

Im Aufnahmegespräch wird deutlich, was anscheinend keiner bisher so genau wusste oder von den Eltern berichtet bekommen hatte: Der Junge K. hat ein Trauma von klein auf: Während des Krieges auf der Flucht der Familie blieb K. als Kleinstkind mehrere Tage alleine in einem zerstörten Haus zurück, wurde von den Großeltern wiedergefunden und erlebte Flucht und Bedrohung wie alle anderen Familienmitglieder. Dabei wurden Familienmitglieder getötet, andere verletzt. Nicht nur K., alle Familienmitglieder sind seelisch

und z.T. auch körperlich verletzt. Das Trauma ist nun ständiger Begleiter.

Die Flucht rettet, häufig auch Leben, die Versorgung hier mit dem Nötigsten hilft, doch die seelischen Wunden bleiben. Wer näht die psychischen Schnitte, wer ordnet die Emotionen, die Trauer, die Verzweiflung und auch den Hass?

In der Schule erfährt K. Hilfen zum Lernen, kann Ängste abbauen und wird integriert, die schmerzhaften Erlebnisse in der Heimat und auf der Flucht bleiben aber und machen sich bemerkbar. K. wird wie nicht wenige traumatisierte Kinder immer wieder auffällig, sprachlos, orientierungslos und auch aggressiv. Viele Kinder und Jugendliche leben in Familien, in denen einzelne Mitglieder vor und während der Flucht seelisch und körperlich verletzt wurden. Eine Aufarbeitung findet nur selten statt. Der alltägliche Kampf gegen Duldungsaufgaben und drohende Abschiebung lässt kaum Platz für emotionale Aufarbeitung des Erlebten. Die Ängste, Verzweiflung, Orientierungslosigkeit und Wut und Trauer bleiben. Sie werden noch verstärkt durch eine ungewisse Zukunft, Lebensverhältnisse in beengten



Wohnungen, Arbeitslosigkeit, chronische Erkrankungen und perspektivlose Duldung mit Androhung von Abschiebung.

Hilfen sind nötig

K. hatte Glück. Er erhielt wie einige andere jugendliche Roma eine Therapie, die zur Aufarbeitung und emotionalen Stabilisierung beitragen soll. Insgesamt verbesserte sich sein Verhalten, er konnte Kontakte knüpfen und das Lernen lernen. Es blieb die Unsicherheit und die zu geringe Mitarbeit der Eltern. K. schwänzte zunehmend, da er wichtige Aufgaben in der Familie übernehmen musste.

Was können wir tun für eine erfolgreiche Integration solcher Schüler? Dazu sollten folgende Fragen bearbeitet werden:

Wie geben wir den traumatisierten Kindern und Jugendlichen Sicherheit und Orientierung in der Schule, beim Lernen und beim Beziehungsaufbau in der Klasse?

Wie reagieren wir auf herausforderndes Verhalten dieser Schüler?

Wie reagieren wir auf man-

gelnde Lernbereitschaft?

Wie reagieren wir auf die häufig auch anzutreffende schulferne Einstellung der Familien?

Wie reagieren wir auf die Hilflosigkeit vieler Familien in Fragen der Erziehung und im Umgang mit den Problemen und den Verletzungen ihrer Kinder?

Es gibt keine Patentrezepte!

Das Schulschwänzen muss direkt und mit allen – z.T. auch wirkungslosen – Mitteln begrenzt werden. Das Verhalten wird verändert durch Zuwendung, Orientierung und Strukturen, die bis dahin häufig nie erfahren wurden. Das Lernen ist auch für Nichtflüchtlinge ein Prozess, der nur über Motivation, angemessene Hilfen und differenzierte Angebote läuft.

Das Vertrauen in die Schule, ihre Angebote und PädagogInnen kann nur schrittweise erfolgen, Rückschläge mit einbezogen. Schule kann die Familien und Kinder nur so mitnehmen, wie sie hier ankommen. Formale und informelle Wünsche und Anforderungen von uns gibt es viele. Sie sind sinnvoll und auch berechtigt. Dabei ist aber nur jede

angenommene und unterstützte Hilfe ein Schritt zum Aufbau von Vertrauen und zum Abbau von Misstrauen. Dazu braucht es Zeit und auch die Bereitschaft, Rückschläge zu verarbeiten.

Den Abbau von Ängsten und fehlendem Vertrauen können Schulen nicht alleine leisten. Alle Flüchtlingsfamilien benötigen umfangreiche Unterstützungssysteme, benötigen konkrete Hilfen, um auch emotionale Stabilität wieder zu erlangen. Dazu gehört natürlich die angemessene Existenzsicherung durch Arbeitserlaubnis, Zugang zu allen sozialen Leistungen, Gewährung des Bleiberechts und ordentliche Wohnverhältnisse.

Dass Kinder und Jugendliche spezielle Hilfen wie psychologische und sozialpädagogische Angebote benötigen, ist klar. Diese gehen auch über das hinaus, was Schulen leisten können. Der Vater von K. sagte in einem Gespräch zum aktuellen Leistungsstand seines Sohnes: „Mein Sohn muss wieder zur Schule kommen, hier kann er lernen, dafür danke ich euch“.

ULRICH HOCH
Fachgruppe Sonderpädagogik

Erfahrungen in Vorbereitungsklassen

Ursula Sapel vom Bleiberechtsausschuss im Gespräch mit einer Kollegin, die seit 30 Jahren Deutsch in Vorbereitungsklassen und als Begleitunterricht an der Gesamtschule Mümmelmannsberg unterrichtet.

U.S.: Anke, du unterrichtest in einer Vorbereitungsklasse. Wie geht es dir damit, wenn SchülerInnen plötzlich aus deinem Unterricht weg bleiben?

Anke Burmeister: Das ist natürlich die Frage – es ist eine ungemeine Belastung; einmal auf politischer Ebene: nicht genug dagegen getan zu haben. Wir haben immer wieder verloren, in

den letzten Jahren immer mehr – wir haben Petitionen geschrieben, uns eingesetzt, 30 Jahre – da ist es immer wieder vorgekommen, dass SchülerInnen einfach Deutschland verlassen mussten, einfach so. Der letzte Fall war vor 3 Monaten: ein afghanischer Junge, da konnten wir auch nichts tun. Die SchülerInnen haben gefragt: Wo ist denn Omer geblieben? Das war so ein Fall, da war

absolut nichts zu machen.

Wir kämpfen um das Hierbleiben der Kinder und dann muss ich pädagogisch kurzfristig umschalten und mir sagen: fangen wir an, das Kind da zu unterstützen, wo es gerade ist. Dem Kind zu sagen, ja nicht zu kapitulieren, ist in einer bestimmten Situation keine Hilfe. Da geht es darum zu fragen: Hast du dort, wo ihr hingehet, Verwandte, kennst du

den Ort? Ich muss ihm möglich machen, Abschied nehmen zu können.

U.S.: Hast du schon erlebt, dass SchülerInnen deiner Klasse von der Polizei vor der Schule

menschlichen Verhaltens bei Angst. Verweigerung, die Augen fest zu, keinen Abschied nehmen können. Vielleicht kann ich mich der Situation stellen, da ich Handlungsmöglichkeiten habe, um darauf angemessen einzu-

immer nach Plan, drei an einem Thema. Wir sind gut ausgestattet, haben Laptops. Dies ist eine gute Möglichkeit, zu differenzieren – wir haben 5 Niveaus.

Ich schreibe für jede/n einen Kommentar auf den Laptop. Das ist alles ausgesprochen angenehm.

U.S.: Hast du Erfahrung mit Roma Familien aus dem ehemaligen Jugoslawien?

Anke Burmeister: Außer einem Schüler jetzt in meiner Vorbereitungsklasse habe ich Deutsch als Begleitunterricht in Regelklassen. Dort sind zwei Mädchen, von denen die Behörde sagt, sie kämen aus Rumänien. Sie sprechen türkisch und gehörten ursprünglich zur an den Rand gedrückten Minderheit in der Türkei. Eine Familie gehört wohl zu den Familien, die nie sesshaft geworden sind. Bei der anderen will die Mutter nicht mehr, sie will einfach nicht. Sie will hier bleiben.

U.S.: Was wünschst du dir für deinen Unterricht?

Anke Burmeister: Das größte Problem sind die Überfrequenzen. Der 17. Schüler wurde mir jetzt zugewiesen. Der Beschluss der Behörde, bei 15 Schülern die Dauer in den Vorbereitungsklassen von 2 Jahren auf ein Jahr zu reduzieren, wird immer wieder aufgeweicht. Wenn die Klasse größer als 15 ist, sind Gruppen zu klein, das Korrigieren wird aufwendiger, der offene Unterricht komplizierter. Mit 15 ist das eine tolle Lerngruppe. Die Behörde fällt immer hinter ihre eigenen Vorgaben zurück.

U.S.: Danke für das Gespräch.



Fotos: U. Sapeel

Je weniger SchülerInnen desto gründlicher die Hilfestellung

abgeholt wurden, um zum Flughafen gebracht zu werden?

Anke Burmeister: An anderen Schulen vielleicht, an unserer Schule ist das noch nicht vorgekommen. Wir wären in der Lage gewesen, Anwälte zu erreichen und schnell eine Schulöffentlichkeit herzustellen.

U.S.: Woran merkst du, dass SchülerInnen in Angst vor einer drohenden Abschiebung leben?

Anke Burmeister: Das ist relativ schwierig. Jeder Mensch ist da anders. Manche werden plötzlich stiller. Einige, z.B. der afghanische Junge, von dem ich vorhin gesprochen habe, bleiben bis zum Schluss an den Aufgaben dran und versuchen sie zu lösen versucht; der Junge hat alles, was er an Deutsch noch lernen konnte, gelernt.

Andere haben aufgehört, überhaupt etwas zu machen. Es zeigen sich alle Möglichkeiten

gehen, als Erwachsene. Aber Kinder! Was die da mitmachen – die darf ich dabei nicht alleine lassen.

U.S.: Wie beeinflusst dich dies in deinem Unterricht?

Anke Burmeister: Das ist eine ständige Belastung, nicht einfach. Wir sind ja permanent belastet mit dieser Bedrohung, mit kriminell auffälligen Kindern, mit traumatisierten Kindern.

U.S.: Wie gehst du mit den verschiedenen Niveaus deiner SchülerInnen um und der Tatsache, dass jederzeit Neue hinzukommen können?

Anke Burmeister: Mit offenem Unterricht. Jedem sein Niveau und seine Verweildauer, Wochenpläne, Kernkurse. Die SchülerInnen sind motiviert, selbständig zu arbeiten, obwohl sie das nicht gelernt haben. Sie können rechts und links kucken,



Roma in Serbien

Über 500.000 Roma leben in Serbien. Wie in fast allen Nachfolgestaaten Jugoslawiens werden auch in der Serbischen Republik die Minderheiten der Roma, Ashkali und „Ägypter“ diskriminiert und gesellschaftlich geächtet. Laut Helsinki Report 2008 sind Roma in Serbien struktureller und andauernder Gewalt ausgesetzt.

Diskriminierung im Gesundheits-, Sozial- und Bildungssystem:

- Viele Romakinder sind vom Bildungs-, Gesundheits- und Sozialsystem ausgeschlossen;
- die Sterblichkeitsrate von Romakindern ist besonders hoch und liegt bei 26 von 100 lebendgeborenen Säuglingen;
- unter den Roma ist die Wahrscheinlichkeit, im Alter von unter 5 Jahren zu sterben dreimal höher als der nationale Durchschnitt (ca. 28 von Tausend Lebendgeborenen);
- Romafrauen haben die höchste Sterblichkeitsrate unter den Frauen der Region, und nur ein Prozent der Roma insgesamt erlebt das 60. Lebensjahr;
- fast 44 % der Roma Siedlungen sind unhygienisch, ein Drittel der Haushalte hat kein fließendes Wasser und ein Drittel kein Abwassersystem;
- 20 % der Romakinder sind chronisch unterernährt, das ist deutlich über dem Durchschnitt.

Auch im Bildungssystem stehen Romakinder unterschiedlichen Hürden gegenüber:

- 33 % aller Kinder in Serbien besuchen die Vorschule, aber nur 4 % der Romakinder;
- 84 % aller Kinder, aber nur 10 % der Romakinder besuchen eine

Sekundarschule;
 - in zahlreichen Grundschulen werden Roma und Nicht-Roma in getrennten Klassen unterrichtet, was mit unzureichenden Sprachkenntnissen der Kinder begründet wird. Die Eltern beschwerten sich, dass ihre Kinder auf diese Weise nicht Serbisch lernen und keinen Kontakt zu den anderen Kindern bekommen. Außerdem ist der Anspruch in den Roma-Klassen wesentlich niedriger als in den anderen, was eine Benachteiligung für die spätere Schulbildung bedeutet. Gewalt und Erniedrigungen sind für viele Kinder ein Grund, nicht mehr in die Schule zu gehen. Das ‚Minority Rights Center‘ bezeichnet die Segregation in den Grundschulen als den schlimmsten Missbrauch von Roma-Rechten im Bildungssystem.

Strukturelle Gewalt – die versteckte Gewalt der Armut und der Marginalisierung – ist eine Missachtung der Menschenrechte und führt zu systematischer Dehumanisierung

Diskriminierung in Staat und Gesellschaft:

Dass sich Roma nicht auf die Polizei verlassen können, ist ein großes Problem und es ist keine Seltenheit, dass Polizisten sogar zu Tätern werden. Viele Roma berichteten von Schlägen und Folterungen bei Verhören.

Diskriminierung ist einer der Hauptgründe für die hohe Arbeitslosigkeit (80%) unter Roma. Es wird von Fällen berichtet, in denen Angestellte die Bewerber mit der Begründung ablehnten, sie seien „Zigeuner“. Doch in den meisten Fällen ist Diskrimi-

nierung wegen der Ethnizität im Bewerbungsprozess schwer oder gar nicht nachweisbar.

Im Gesundheitssystem ist die Benachteiligung offensichtlich. Auch Personen, die krankenversichert sind, werden oft unfreundlich und erniedrigend behandelt. In einem Fall, in dem eine Frau in einer Roma-Siedlung von einem Auto angefahren wurde, kam der Krankenwagen erst nach einer Stunde und als die Sanitäter ausstiegen, fingen sie an, auf die „Zigeuner“ zu schimpfen.

Einzelfall-Recherche des Flüchtlingsrats Niedersachsen und Roma-Projekt in Serbien

Im März und April 2010 haben Bastian Wrede und Jasmina Wrede vom Roma-Projekt des Flüchtlingsrats Niedersachsen im Rahmen einer Recherche-Reise abgeschobene und „freiwillig“ zurückgekehrte Roma in Serbien getroffen. Die von ihnen dokumentierten Einzelfälle zeigen nicht nur Schicksale von Roma, die Deutschland verlassen mussten, sondern stehen auch stellvertretend für die Situation vieler serbischer Roma, die seit Beginn des Jahres 2010 als Flüchtlinge in die EU-Staaten einreisten. Nachfolgend ein paar Beispiele:

Roma-Siedlung in Belgrad / Stadtteil Vidikovac

Die Siedlung im Belgrader Stadtteil Vidikovac liegt an einer stark befahrenen Straße. Nach Angaben des Regional Centre For Minorities in Belgrad leben dort ungefähr 30 Familien. Wenige Tage vor unserem Besuch war ein Teil der Siedlung geräumt worden. Davon betroffen war der Teil der Siedlung, der direkt an ein Wohngebiet mit großen Wohnblocks grenzte. Die dort stehenden Baracken wurden

ohne Ankündigung abgerissen. Die Bewohner siedelten zum Teil in Baracken in den gegenüberliegenden Teil der Siedlung um. Es gibt dort keine Wasserversorgung und keine sanitären Anlagen. Zur Stromversorgung wurde eine Straßenlaterne angezapft, das teils schlecht isolierte Kabel verläuft durchs hohe Gras zu den Unterkünften.

Ankunft in der Siedlung

Die Bewohner der Siedlung holen Wasser in Plastikbehältern von einem ca. 1 km entfernten Markt. Um die Baracken herum liegen Berge von Müll. Dieser stammt zum Teil von den Bewohnern der Wohnblocks gegenüber, die ihren Müll hier abladen, zum Teil (v.a. Papier und Metall, wie Öfen, Elektroherde, Waschmaschinen usw.) wurde er von den Siedlungsbewohnern gesammelt. Papier und Metall stellen nach Angaben der Bewohner die einzige Einnahmequelle dar. Durch den Müll werden auch Ratten angelockt. Die Bewohner berichten, dass bereits mehrere Kinder von Ratten gebissen wurden.

Die Baracken werden aus allem erbaut, was sich im Müll findet. Die Dächer sind mit Planen und Tüten abgedichtet, die mit Autoreifen beschwert sind. Wenige Baracken haben improvisierte Ziegeldächer.

Die meisten Bewohner, mit denen wir gesprochen haben, erhalten keine Sozialleistungen und sind nicht krankenversichert. Die meisten Kinder gehen nicht zur Schule, vor allem, weil sie nicht registriert sind. Aber es gibt auch andere Gründe, die den Schulbesuch unmöglich machen. Ein Mädchen erzählt uns: „Wir haben hier kein Wasser, deshalb können wir unsere Kleidung nicht waschen. Wir tragen alles so lange, bis es ganz dreckig und

kaputt ist, und dann schmeißen wir es auf den Müll.“ Mit ihrer verdreckten Kleidung wären die Kinder in der Schule schnell das Ziel von Beleidigungen und Ausgrenzung, deshalb trauen sich viele nicht in die Schule.

Milorad J., der von 1992 bis 2003 mit seiner Familie in Mönchengladbach lebte, kehrte 2003 „freiwillig“ nach Serbien zurück – auch weil er den Darstellungen der Ausländerbehörde glaubte, in Serbien werde er Arbeit und eine Wohnung finden. Heute lebt er mit seiner Ehefrau in einer Baracke, die er aus Müll gebaut hat; er lebt vom Sammeln von Altpapier.

Die beiden durchsuchen die Abfallcontainer, die vor den großen Mietshäusern an der Straße stehen, nach Altpapier. Dieses verkaufen sie dann für 2 Dinar (ca. 2 Cent) pro Kilo an eine Firma, die daraus unter anderem Getränkeverpackungen für den europäischen Markt herstellt. Bei der Arbeit sind sie schon häufiger von nationalistischen Serben als „Scheiß Zigeuner“ beschimpft und bedroht worden, so dass sie ihre Ausbeute zurücklassen und weglaufen mussten.

Seine Situation beschreibt Milorad J. als absolut hoffnungslos, er sieht für sich und seine Frau keine Perspektive auf ein besseres Leben und fühlt sich von den deutschen Behörden, die ihn zur Rückkehr überredeten, belogen.

Abgeschobene Roma in Zajecar

Zajecar ist eine Stadt im Osten Serbiens, nahe der Grenze zu Bulgarien. Nachdem wir von einem Mitarbeiter der Diakonie in Waldeck-Frankenberg über den Fall einer älteren Frau aus Bad Wildungen informiert wurden, die nach ihrer Abschiebung in den Kosovo nun in Zajecar

lebt, reisten wir dorthin. Neben Frau T. und ihrem Sohn trafen wir dort auch eine weitere Roma Familie, die aus Deutschland nach Serbien zurückkehren musste.

Familie L. lebt bereits seit 2004 in Zajecar. Damals kamen sie „freiwillig“ aus der Gegend von Korbach im Landkreis Waldeck-Frankenberg zurück, nachdem ihnen die Abschiebung nach Serbien angedroht worden war. In Waldeck-Frankenberg lebten sie 13 Jahre lang, die jüngste Tochter wurde dort geboren. Kurz nach der Rückkehr verließ Herr L. seine Familie.

Jetzt lebt Frau L. mit ihrer Tochter (18) und ihren zwei Söhnen (20 und 21 J.) zusammen in einem auffälligen Haus, das sie für 50,- € im Monat gemietet haben. Die Miete haben sie seit Monaten nicht zahlen können, doch der Vermieter duldet sie noch – wahrscheinlich, weil er weiß, dass er das Haus ohne umfassende Reparaturarbeiten kaum vermieten kann. Fast alle Wände sind feucht und von



Auch Kinder haben ein Gefühl dafür, wohin sie gehören



SENAT

Und er bewegt sich doch!

Die von verschiedener Seite geforderte Gleichstellung der Kinder von Asylbewerbern und geduldeten Flüchtlingen nach §3 Asylbewerberleistungsgesetz, das Bildungspaket betreffend (die hlz berichtete), hatte Erfolg. Der SPD-Senat beschloss vorbehaltlich einer bundesgesetzlichen Regelung die Betroffenen materiell gleichzustellen. In einer Aufforderung zur Entschließung an den Bundesrat vom 14.6.2011 heißt es: „Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg hat beschlossen, dem Bundesrat die anliegende Entschließung des Bundesrates, Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene mit Leistungsbezug nach § 3 des Asylbewerberleistungsgesetzes in das Bildungs- und Teilhabepaket umgehend einzubeziehen (AsylbLG), mit der Bitte um Beschlussfassung zuzuleiten.“ Es bleibt zu hoffen, dass es so schnell wie möglich zu einer einheitlichen bundesgesetzlichen Regelung kommt, da zurzeit die Länder unterschiedlich verfahren und sich hinter der unklaren Gesetzeslage verstecken.

Schimmel befallen, die Haustür ist kaputt, einige Fenster wurden von Nachbarn eingeworfen und der Keller steht bei Regen knietief unter Wasser. Im Badezimmer, das sich im Keller be-

findet, funktioniert nur noch ein Wasserhahn.

Geheizt wird das Haus mit einem Ofen, doch für Brennholz fehlt meist das Geld. Der Ofen ist auch die einzige Kochstelle, seit

der Strom wegen nicht bezahlter Rechnungen abgestellt wurde.

Obwohl Frau L. aus der Gegend von Zajecar stammt, sind weder sie noch die Kinder registriert. Frau L. besitzt einen alten jugoslawischen Reisepass, die jüngste Tochter hat ihre deutsche Geburtsurkunde. Sie bekommen keine Sozialhilfe und sind nicht krankenversichert. Da die Rückkehr für die Kinder auch den Abbruch der Schulausbildung bedeutet hat, haben sie kaum Chancen einen Job zu finden.

Wenn demnächst auch Hamburg viele Roma nach Serbien und Mazedonien abschiebt, werden sie sich dort in solchen und ähnlichen Situationen wiederfinden, wie sie hier beschrieben wurden. Sorgen wir gemeinsam dafür, dass das verhindert wird!

HERMANN HARDT
GEW-Bleiberechts-Ausschuss
Flüchtlingsrat Hamburg

Kein Bleiberecht für Roma – SPD versteckt sich hinter anderen Bundesländern und der Winterzeit

Der Innenausschuss hätte am 14.06. beschließen können, den gesetzlich bestehenden Spielraum einer Länderregierung auszunutzen und für sechs Monate die Abschiebung von Roma Familien auszusetzen; das hatte die GAL beantragt. Dann wäre es Dezember gewesen. In dieser Zeit hätte er sich die Mühe machen können, nicht nur der Einschätzung der Bundesbehörde zur Situation in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens zu folgen, sondern z.B. sich mit den Er-

gebnissen von Menschenrechtsorganisationen auseinander zu setzen oder eine Expertengruppe zu gründen; das hatte die LINKE beantragt. Er hätte in Betracht ziehen können, dass auf europäischer Ebene die Lebensbedingungen der Roma als ethnischer Minderheit immer mehr in den Blick geraten. Er hätte sich zu einer Initiative im Sinne der Kontingentlösung auf Bundesesebene entschließen können, wie von der LINKEN gefordert. Hamburg wäre das erste Bundes-

land gewesen, das einen neuen Weg eingeschlagen hätte. NRW oder Baden Württemberg oder Berlin wären vielleicht gefolgt.

Aber nichts von alle dem. Die über 90 ZuhörerInnen, darunter alle Roma Familien mit ihren Kindern, die eine Petition eingereicht haben, gingen nach mehr als einstündigem Austausch von gangbaren Wegen ohne eine positive politische Entscheidung nach Hause. Es soll bei der Einzelfallprüfung durch den Petitionsausschuss bleiben. Wir wis-

sen, wie aufwendig es ist, solche Petitionen zu schreiben und Unterstützung zu erhalten wie zum Beispiel durch die Schule Mümmelmannsberg, die mit LehrerInnen und SchülerInnen und Eltern anwesend war.

Wie viele der Petitionen der 11 Familien am 20. Juni positiv beschieden werden, ist offen. Auf jeden Fall wird der „großzügige“ Verweis auf Einzelfallprüfung den etwa 912 übrigen



Roma Familien vorm Rathaus: Keine Einzelfälle

Familien wenig nützen. Selbst der Antrag der GAL, unabhängig vom Petitionsausschuss die Mitglieder des Innenausschusses mit verantwortlich zu machen für die Prüfung von Einzelfällen gegenüber der Ausländerbehörde, wurde abgelehnt. Wie soll nach Einzelfällen entschieden werden, wenn die Einzelnen unsichtbar bleiben.?

URSULA SAPEL
Bleiberechtsausschuss

Interview mit Marija Kurtic

„Ich möchte hier mein Leben verbringen.“

Marija Kurtic, deren drei Kinder heute 12, 15 und 18 Jahre alt, in Hamburg geboren und zur Schule gegangen sind. Sie sind nach 7 Jahren aus Serbien zurückgekehrt, gehen hier wieder zur Schule und wollen hierbleiben.

hlz: Während der Zeit in Serbien sind deine Kinder nicht zur Schule gegangen, wie kam das?

Marija: In Serbien ist es nicht so wie hier in Hamburg. Hier gibt es ein Gesetz, dass die Kinder alle schulpflichtig sind. Ich habe sofort einen Brief von der Schulbehörde bekommen, dass die Kinder schulpflichtig sind, aber in Serbien ist das niemals

passiert. In Serbien gibt es das nicht.

hlz: Ich habe gelesen: wenn man in Serbien in die Schule gehen will, braucht man eine Registrierung. Und oft haben die Frauen für die Kinder keine Geburtsurkunde.

Marija: Viele Frauen haben die Kinder zu Hause geboren. Man muss gehen und die Kinder anmelden. Aber das kostet so viel. Ich werde erzählen, wie es bei uns ist: Du kommst zum Beispiel in die erste Klasse, man gibt ungefähr 50 bis 60 Euro für die Bücher aus. Hier kaufst du dir eine Mappe, dann bekommst du einen Brief, diese Hefte alle

rein. Bei uns musst du das Mathematikbuch, Serbischbuch oder Geographiebuch kaufen. Zum Beispiel kaufst du das für das erste Jahr für 50 bis 60 Euro. Woher soll man das Geld haben, wenn ich keine Sozialhilfe bekomme? Weil die Leute ganz arm sind, hat man nicht das Geld für die Bücher. Und was hat die Schulbehörde gemacht? Du kaufst die Bücher zum Beispiel für die erste Klasse und wenn dein Sohn in die zweite Klasse kommt, kannst du nicht die Bücher zum Beispiel von jemandem kaufen, der schon mit der zweiten Klasse fertig ist oder Bücher an jemandem verkaufen, weil sie sofort neue Bücher machen. Jedes Jahr machen sie neue Bücher für jede Klasse. Das ist der große Grund, warum so viele Kinder nicht in die Schule gehen. Hier fängst du an zu lesen, hier steht das, in dem

anderen Buch steht das. Sie machen das Gleiche, aber machen die Worte verschieden. Früher war es nicht so. Früher musstest du die Bücher kaufen, aber deine Bücher konntest du nachher verkaufen. Aber jetzt ist es nicht so, jetzt kann man keine Bücher verkaufen.

Es ist schlimm, dass man keine Starthilfe bekommt. Man muss arbeiten. Ich habe ganz viel gearbeitet, glauben Sie mir, auch mit meinen Kindern: Zum Beispiel 60-70 Euro bekommt man im Monat zum Überleben und du musst 50-60 Euro für die Schule geben. Das können die Leute nicht.

Das zweite ist: bei uns ist auch diese Diskriminierung, wie man sagt. Zum Beispiel Roma-Kinder sitzen in einer Ecke und die Lehrerin ist nicht so sehr interessiert, ob diese Kinder etwas mitbekommen. Und dann kommt das: Ach, er geht an die Tafel – ach, er kann nichts. Sie möchte nicht mehr mit diesem Kind tun haben.

hlz: *Und wenn die Eltern jetzt in die Schule gehen würden und sagen: „Mein Kind soll aber...“?*

Marija: Das nützt nichts. Dann bleiben die Kinder lieber zu Hause, gehen mit den Eltern arbeiten. Er kann nicht lesen, er kann auch nicht lernen. Wenn du kein Buch hast, wenn du keine Hausaufgabe machst. Es gibt viele Kinder, die wollen, aber nicht die Möglichkeit dafür haben.

hlz: *Und die Familien, die hier gelebt haben und zurück nach Serbien gehen mussten?*

Marija: Ich bin das Beispiel: ich bin nach Serbien gekommen, meine Kinder waren nicht in der



Foto: Ursula Sapei

Deutsch lernen – Freundinnen finden

Schule. Der Grund: Sie können kein Serbisch, gar nichts und in Serbien gibt es nicht dieses wie hier vor der ersten Klasse für die Kinder, die kein Serbisch sprechen. Nur manchmal von der Kirche, weil da sind auch Roma-Leute, die helfen solchen Kindern. Da lernen die Kinder die Sprache. Wir haben versucht, dass Salijana in die Schule geht. Sie war 13 oder 14, konnte etwas sprechen und dann habe ich gesagt: „Okay, versuchen wir eine Schule.“ Marija konnte überhaupt nicht serbisch, aber Salijana konnte, da habe ich gesagt: „Okay, komm gehen wir.“ Die Lehrerin meinte: „Oh, sie kann schon verheiratet sein, wozu braucht sie eine Schule?“ Salijana hat es nicht verstanden „Warum? Was sagt sie, was heiraten? Wer soll heiraten?“. Ich sage: „Komm, lass, gehen wir.“ Und das war der Grund, warum Salijana nicht in die Schule konnte. Der große Grund war: wir mussten arbeiten, wir haben die Kinder mitgenommen. Die Kinder haben mit uns gearbeitet, überall, wo wir waren. Das war der Grund, warum die Kinder nicht in die Schule gegangen sind. Wenn du gar nichts,

keine Hilfe bekommst, muss man nicht verhungern. Wir haben überall diese Erntearbeiten gemacht: Erdbeeren gepflückt, Kirschen gepflückt, Kartoffeln gesammelt. Wir haben auf dem Gemüsemarkt gearbeitet. Zum Beispiel arbeiten wir da eine Woche. Es gibt ein Zimmer und da bleiben wir. Der Nachbar hat den gleichen Betrieb und der sagt: „Oh, die haben gut gearbeitet. Okay, wenn die bei dir fertig sind, können sie zu mir kommen.“ Und so machen wir es. Er gibt dir Frühstück und Mittagessen, zweimal Essen und bezahlen. Und dann weiter.

hlz: *Und dann müssten die Kinder praktisch auch immer die Schule wechseln?*

Marija: Genau. Keine Schule würde sie für ein, zwei Monate nehmen.

hlz: *Denn – hast du gesagt – es gibt keine Schulpflicht für alle.*

Marija: Nein. Ich war 2003 zurück. Wir haben uns auch nicht registriert. Niemand hat Interesse gehabt zu sagen: Okay,

jetzt gehen wir durch die Straßen und gucken, wer wo wohnt und beim Registrieren sehen wir Kinder, die schulpflichtig sind. Nein, nichts.

hlz: Und wie ist das mit den serbischen Familien, sind die sehr strikt, dass sie die Kinder in die Schule schicken?

Marija: Weiß ich nicht, man hatte keine Kontakte, nein. Wir haben am Ende der Stadt gelebt, in der Siedlung der Roma, da hast du keinen Kontakt. Es gibt ganz viel Diskriminierung ...

hlz: Du bist dann auch immer alleine.

Marija: Immer alleine. Die Kirche hilft auch nicht, nein. Die Kirche gehört zur Behörde. Die dürfen sich zum Beispiel nicht so viel engagieren. Die sind auch still.

hlz: Du bist als Familie ganz alleine und die Kinder sind auch alleine, nur mit ihren Eltern und haben auch keine Nachbarn, die einfach helfen.

Marija: Das sind alles Siedlungen, wo die Roma leben. Alle sind gleich. Man kann nicht helfen, weil wir alle im gleichen Topf sind.

Das ist das Problem. Für meine Kinder war das ganz schlimm, weil sie aus Deutschland kommen, sie sind hier geboren, sie sind in die Schule gegangen und dann in Serbien können sie das nicht verstehen. Ich konnte den Kindern überhaupt nicht erklären, wie das ist in Serbien. Warum dürfen sie nicht in die Schule? Warum? Das war ganz, ganz schlimm.

hlz: Sie sind das ja auch anders gewöhnt gewesen.

Marija: Das ist das Problem. Marija hat sich ganz viele Bücher von Deutschland mitgenommen, als wir „freiwillig“ ausgereist sind. Ja, ganz viele Bücher, auch deutsche Bücher. Sie hat ganz viel gelesen. Sie hatten die schönen Mappen mitgenommen von der Schule, haben alles gemacht, gerechnet. Solche Dinger hatten sie, gelb, blau, grün. Das hat sie alles in einer Tasche gehabt, als wir ausgereist sind. Das haben die Kinder alles mitgenommen.

Deswegen freuen sich die Kinder jetzt, zur Schule zu gehen. Es gibt nicht: „Oh, ich kann nicht“. Sie stellen sich selber die Uhr ein, klingelt es, stehen sie auf. Sie freuen sich, in die Schule zu gehen. Sie freuen sich auf morgen, dass sie in die Schule gehen, so viele Freunde. Okay, wir sind in Deutschland auch Ausländer, aber das ist nicht wie in Serbien.

hlz: Wie war das bei dir mit der Schule?

Marija: Ich war zwei, drei Jahre in der Schule und danach gar nicht mehr. Warum ich in die Schule ging? Ich habe angefangen, ich hatte auch keine Bücher, aber meine Eltern haben gesagt, ich gehe in die Schule. Der Lehrer war damals so (sie fasst mich an) – ich weiß nicht – und dann haben wir das erzählt: Warum macht er das?

hlz: Also sexuelle Belästigung.

Marija: Ich weiß, dass mein Vater gekommen ist, hat geschrien und hat sich beschwert, aber trotzdem hat er gesagt: besser nicht mehr in die Schule gehen. Ab der 3. Klasse war ich nicht mehr in der Schule.

hlz: Und wenn dein Vater zu

dem Lehrer gesagt hätte: „Hör auf.“

Marija: Dann hätte er gesagt: Das stimmt nicht, Kinder lügen, so etwas ist nicht passiert, so etwas macht er nicht. Das ist der Grund, warum ich nicht in der Schule war, weil mein Vater gesagt hat: „Du darfst nicht mehr in die Schule.“ Dann bin ich zu Hause, in meiner Familie gewesen, habe da gearbeitet und meine Geschwister auch.

hlz: Und als du dann hierher kamst?

Marija: Ich konnte serbisch sprechen, ich konnte meinen Namen schreiben, ich konnte sprechen, aber mit dem Lesen und Schreiben, das konnte ich nicht so. Aber als ich hierher gekommen bin mit den Kindern, habe ich gelernt, erst mal Deutsch zu sprechen, ich konnte lesen, ich konnte schreiben. Aber nur mit der Hilfe von den Kindern, weil die Kinder in die Schule gegangen sind. „Mama, komm, hilf mir!“ Ich wollte nicht so dumm sein, gut, also versuchte ich zu helfen und die Kinder haben mir das beigebracht und ich habe ihnen auch geholfen. Aber sie haben mir mehr beigebracht, wie man schreiben und wie man lesen muss.

hlz: Es gibt auch Mütter, die das nicht machen.

Marija: Ich habe mich interessiert. Man sagt: du kannst sprechen, du kannst alles, aber trotzdem bist du taub, wenn du nicht verstehst. Ich wollte das auch lernen. Ich hatte damals Nachbarinnen, ich hatte auch deutsche Freunde, aber trotzdem konnte ich kein Gespräch mit denen führen. Das fand ich nicht so gut. Ich habe gesagt: ich



Nicht heiraten – Für die eigene Zukunft lernen

möchte lernen, ich möchte, dass ich mich verständigen kann. Das war der Grund. Oder ich spreche mit jemandem. Ich war jung. Ich bin mit 17 hierher gekommen. Okay, ich war vielleicht 22, hatte die Kinder, die waren alle schon hier geboren, haben die Schule angefangen. Für mich war das irgendwie komisch: jung, aber trotzdem sich nicht unterhalten können. Dieser Wille, dass ich sprechen wollte, dass ich mich mit jemandem verständige, über alles spreche. Das ist der Grund. Und die Kinder haben immer gesagt: „Ja, Mama, du musst lernen, ja Mama, komm wir helfen dir, komm Mama.“

hlz: *Kanntest du Mütter von anderen MitschülerInnen, mit denen du auch mal zusammen gekommen bist?*

Marija: Ja, natürlich. Das

war ganz schön. Ich habe damals in Bergedorf gewohnt. Die Mädchen waren da und die haben Pyjama-Party gemacht und meine Kinder durften da übernachten, richtige Deutsche. Die haben ein Haus gehabt, nicht dass sie Miete zahlen. Einige haben Häuser gehabt, haben Geburtstag gefeiert, die Kinder sind auch zu mir gekommen. Aber ich habe mich immer ein bisschen geschämt. Ich habe damals in diesem Hotel gewohnt. Die Geburtstage habe ich bei McDonalds gefeiert, die Kinder haben das auch gewollt. War sehr schön. Damals hatten wir ganz viele Freunde, also Eltern von den Kindern. Wir haben uns immer unterhalten über die Kinder. Sie haben mich angerufen, dass zum Beispiel Salijana bei ihnen übernachtet. Ich wollte mich mit den Leuten verständigen und nicht: „Ah, ich habe nicht verstanden“. Die Kinder hatten ganz viele Freunde.

hlz: *Was passiert, wenn die Petition abgelehnt werden sollte, vor allem auch für die Kinder?*

Marija: Das ist das Schlimmste, das ist unser Albtraum. Wenn die Petition negativ kommt, dann müssen wir Deutschland verlassen. Ich und mein Mann, wir haben besprochen, dass die Kinder hier bleiben. Meine drei Kinder sollen hier bleiben. Weil: ich war in Serbien und ich habe sieben Jahre sehr viel durchgemacht, sehr viel erlebt und ich weiß, was meine Kinder dort erwartet. Ich kann dir auch erzählen: Der Grund, warum ich 2010 wieder zurückgekommen bin: da haben zwei albanische Männer geschrieben, dass ich Marija verkaufe zum Heiraten. Die wollten, dass ich die Mädchen verkaufe zum Heiraten. Da

habe ich gesagt: das ist das Ende für uns in Serbien zu bleiben. Marija war 14, Salijana war 17. So etwas hätte ich mit meinen Kindern nicht gemacht, die sind zu jung, heiraten oder – ich weiß nicht – an irgendwelche Bordelle weiterverkaufen. Das war das Schlimmste für uns. Das war der Grund. Deswegen haben ich und mein Mann diskutiert und uns entschlossen, dass die Kinder hier bleiben für eine bessere Zukunft, die Schule fertig machen. Sie können etwas aus sich machen, Arbeit, Wohnung, eine sehr, sehr schöne Zukunft und nicht nach Serbien zurück.

Das hat Salijana dieser Reporterin gesagt: wenn es ganz schlecht geht, bekommt man Albträume. Was ist mit meinem Leben passiert? Was ist los? Man hat diese tausend Fragen im Kopf. Was ist auf einmal los? Warum? Warum? Und dann, wenn du wieder zurück kommst, dahin, wo du es besser hattest, dann versucht man alles, um sich durchzusetzen für etwas Besseres, um nicht wieder zurück in dieses Elend zu gehen. Die wollen hier bleiben, weil die haben den Unterschied zwischen zwei Ländern gesehen. Was haben wir hier, wo wir was geworden sind, alles gehabt – und dann gehen sie zurück. Das sind die zwei Seiten, die die Kinder kennen. Wenn man dies alles durchgemacht hat, dann kommt in den Kopf: „Ich möchte nicht mehr dahin zurück. Ich möchte hier meine Zukunft aufbauen.“ Salijana sagt: „Ich möchte hier mein Leben verbringen.“

hlz: *Danke für das Gespräch*

Das Interview führte
URSULA SAPEL
Bleiberechtsausschuss